

dtv

Nach einem Unfall hängt das Leben des deutschen Unternehmers Max Winther am seidenen Faden, sein Gesicht wurde völlig zerstört. Zwei Jahre und zahlreiche plastische Operationen später kann er die Spezialklinik in Kalifornien mit seiner geliebten Frau Anouk endlich verlassen. Eines scheint allerdings nicht wiederzukehren: sein Gedächtnis. So wenig er sich auch an seine Vergangenheit erinnert – seine Vergangenheit erinnert sich an ihn. Immer wieder tauchen blitzlichtartig Bilder aus seinem Unbewussten auf, die ihn zutiefst beunruhigen. Welches furchtbare Geheimnis verbirgt seine Frau vor ihm? Eine dramatische Spurensuche beginnt ...

Anja Jonuleit wurde in Bonn geboren, lebte einige Jahre im Ausland und studierte Italienisch und Englisch. Sie arbeitete als Übersetzerin und Dolmetscherin, bis sie anfang, Romane und Geschichten zu schreiben. Sie lebt mit ihrer Familie in der Nähe von Friedrichshafen.

Anja Jonuleit

DER
ANDERE TOD

Roman

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Von Anja Jonuleit
sind bei [dtv](http://dtv.de) außerdem erschienen:

Neunerlei (21326)
Herbstvergessene (21540)
Die fremde Tochter (21580)
Der Apfelsammler (26017)
Rabenfrauen (26104)
Novemberasche (40562)



Neuausgabe 2017
© erstmals veröffentlicht 2011 bei
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Die Quellenangaben zu den im Buch
zitierten Gedichten befinden sich auf Seite 336
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky/dtv unter
Verwendung von Fotos von plainpicture und gettyimages
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Sabon Antiqua und der Charlotte Sans 9,75/12
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21667-8

*Für Gerhard
in Liebe*

*Das dichte Rad der Erde,
seine Felge von Vergessenheit feucht,
dreht sich und spaltet die Zeit
in unerreichbare Hälften.*

PABLO NERUDA

Glück

Es ist dieses Bild, das immer wiederkehrt, in meinen Träumen und manchmal auch im Wachsein. Dieses Bild, das solch ein Wohlgefühl, solch eine ursprüngliche Kinderfreude auslöst und auch, wenn es schon längst verblasst ist, noch nachklingt und mir das beschert, was man wohl »Glück« nennt.

In diesen Träumen sehe ich sie – in einer weißen Bluse, in einem grauen Rock –, wie sie auf mich zukommt. Sie hat den Blick fest auf mich gerichtet, auf ihrem Gesicht leuchtet ein Lächeln, so zärtlich und liebevoll, ein Mutterlächeln.

Und dann sehe ich mich selbst, in meiner kurzen blauen Hose, die zerschrammten Knie. Wie ich die Schaufel fallen lasse in den groben grauen Sand, wie ich mich aufrichte und auf sie zugehe, zuerst, dann schneller werde, renne, immer schneller. Auch sie läuft nun, so gut es geht, in ihrem knielangen Rock, auf den schwarzen Büroschuhen, die ihr nur ein ungelenkes Trippeln ermöglichen.

Und dann der Moment, in dem ich sie – beinahe – erreicht habe. Sie öffnet die Arme und ich springe auf sie zu, fast verliert sie das Gleichgewicht und ihre Stimme klingt atemlos und etwas überrascht, *mein kleiner Floh*.

Warum nur glaube ich, in ihrer Stimme den Schatten von etwas zu hören, vielleicht Traurigkeit?

Zwischenzeiten

Die Tage in der Rosenstein Clinic, einem renommierten Zentrum für rekonstruktive Chirurgie, vergehen ganz für sich allein, losgelöst von jeglicher Vergangenheit und ohne die Erwartung einer Zukunft. Wie in einem luftleeren Raum schwebend, gehören sie zu keinem Davor und zu keinem Danach, sie verrinnen in einer selbstverständlichen Stille und ich treibe dahin in einem Strom, der mich zu einem Dasein jenseits menschlichen Tuns bringt. Es ist, als gäbe es hinter diesen Mauern keine Welt.

Die Krankenschwestern haben mich zwischen die Laken gepropft und ich bin wie ein hilfloses Kind, ein in altmodische Binden gewickelter Säugling. Ich kann meine Arme nicht bewegen, nicht die Beine. Ich kann nur schauen, die Lider auf- und zuklappen, das ist alles.

Die Ärzte sind gute Geister, die die stoffliche Existenz längst hinter sich gelassen haben. Sie sind von einer gleichbleibenden geduldigen Freundlichkeit, die mich vergessen macht, dass auch sie Schmerzen erleiden können und dass auch ihr Leben Traurigkeit kennt.

Anouk ist gekommen, so wie jeden Tag, heute mit einem Strauß roter Tulpen im Arm. Meine Augen folgen ihr, sie stellt das Kopfteil meines Bettes leicht schräg, sodass ich

durch die Aussparungen, die sie in meinem Verband gemacht haben, ohne Mühe Anouks makellose Züge betrachten kann. Ein Sonnenstrahl fällt auf ihr Haar und auf eine Hälfte ihres Gesichts.

Sie beugt sich zu mir herunter, ihre Wangen sind von einem Pfirsichflaum bedeckt, so hauchzart, dass ich ihn nur wahrnehme, wenn sie ganz dicht bei mir ist, und auch nur deshalb, weil das Licht sie schräg von der Seite berührt.

Sie küsst mich.

Ja, auch meine Lippen haben sie ausgespart.

Dann geht Anouk zum Schrank, holt eine Vase, lässt Wasser hinein und stellt die Blumen auf meinen Nachttisch. Irritiert sehe ich die Stängel, die sich wie Schlangen aus dem Glas winden, das Rot der Blütenkelche, das meine ganze Aufmerksamkeit zu absorbieren scheint.

Lange nachdem Anouk gegangen ist, haftet mein Blick noch immer an den Tulpen. Sie sind so rot, *zu rot* vor dem Weiß, das mich umgibt. Sie sind wie Eindringlinge, wie fremde Wesen, von denen eine unerklärliche Gefahr auszugehen scheint. Ich beobachte, wie die letzten Sonnenstrahlen sie in einem noch irrsinnigeren Rot aufflammen lassen.

Plötzlich werden sie lebendig. Sie greifen nach mir mit ihren langen Armen, das Rot wird stärker, es breitet sich aus, es wächst ins Unermessliche. Ich spüre Schweiß auf meiner Stirn, in meinem Nacken, unter meinen Verbänden.

Ich will die Schwester rufen, aber Anouk hat vergessen, mir den Klingelknopf zwischen die Finger zu legen. So starre ich auf das lärmende Rot, das immer *noch* lauter wird, auf die Blüten, die immer näher kommen und mich zu verschlingen drohen.

Mein Atem geht stoßweise, ich habe das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen.

Und dann schreie ich.

Ich schreie so laut ich kann, doch es ist nur ein heiserer und seltsam dürftiger Ton, der da aus meiner Kehle dringt. Auch meine Stimmbänder sind bei dem großen Feuer, wie ich es bei mir stets nenne, verletzt worden. Immer wieder krächze ich: »Help me, help me!«

So sehr ich mich auch bemühe, es kommt niemand, um mich zu retten. Und irgendwann versinke ich in der gütigen Umarmung einer Ohnmacht.

Als ich erwache, ist es dämmrig im Zimmer, die Tulpen sind immer noch da, doch still und reglos nun. Endlich schaut die Nachtschwester herein. Ich gebe ihr zu verstehen, dass sie den Strauß hinausbringen und das Licht löschen soll. Dann lasse ich mir ein Schlafmittel verabreichen.

Ich liege im Dunkeln und versuche, zur Ruhe zu kommen. Die Angst hat mich angestrengt. Doch das Bild der lauten Tulpen ist so stark, dass ich noch eine Weile darüber nachgrübele, warum ein harmloser Blumenstrauß – noch dazu ein liebevolles Mitbringsel von Anouk – solch eine starke Reaktion hat auslösen können. Vielleicht haben die Tulpen mir ins Gedächtnis gerufen, dass es dort draußen, hinter diesen Mauern, ein anderes Leben gibt, ein pulsierendes, wildes, buntes Leben, das so viele Farben und so viele Facetten hat. Vielleicht wollten die Tulpen etwas mit Gewalt ans Tageslicht zerren, Fragen in mir aufwerfen nach all den Frühjahren, den Sommern, die ich schon erlebt habe. Und mir zeigen, dass ich *nichts* mehr weiß. Dass das Leben sich nicht in diesem Mikrokosmos hier erschöpft, in dieser weißwattigen, winterlichen Einsamkeit.

Doch da ist noch ein Gedanke, der mich mehr beunruhigt als die Gewissheit, dass das Leben an mir vorüberzieht. Es ist nur eine Ahnung, die durch nichts zu begründen ist als durch die Angst selbst. Dass nämlich hinter

diesen Tulpen etwas lauert, das nur darauf wartet, mich anzuspringen und zu verschlingen.

Die Wochen ziehen vorüber wie Stunden. In all der Geichtslosigkeit umschließt mich der »American Way of Being« wie ein Kokon aus Pragmatismus und Humor, mit einem Übermaß an Verständnis für jeden Nervenzusammenbruch, für jedes Sichgehenlassen.

Meine Therapeutin Julie, eine dunkelhaarige und ernste Frau mit einem wunderbaren und schleppenden Südstaaten-Slang, versucht, mich zum Sprechen zu bringen.

Es ist ja nicht so, dass ich nicht wollte. Ich *möchte* sprechen, aber ich erinnere mich an nichts.

Julie versucht, sich mit mir gemeinsam zu meiner Vergangenheit vorzutasten und Fragmente meines gespeicherten Lebens irgendwie aus mir herauszuholen. Doch ich taue zu nichts.

Julie erklärt mir, ich solle die Erinnerungen zulassen, aber auf keinen Fall krampfhaft versuchen, sie herbeizugrubeln. Sie nennt meinen Zustand eine »partielle Amnesie« und bereitet mich darauf vor, dass mich einige Fetzen aus der Vergangenheit blitzlichtartig heimsuchen könnten – das sei sogar ziemlich wahrscheinlich.

In schockierenden Situationen oder bei Erfahrungen, die schwere Konsequenzen nach sich ziehen, entstehen detaillierte und permanente Erinnerungen an die Erfahrung direkt vor, während und nach dem schockierenden Ereignis. Diese Blitzlicht-Erinnerungen werden aufleuchten, mich erschrecken, mich verwirren, mich vielleicht auch ängstigen. Ich solle sie einfach annehmen, sagt Julie.

Entgegen ihrem Rat kann ich nicht aufhören zu grubeln. Ich frage mich immer und immer wieder: Was hat ein Strauß roter Tulpen mit Feuer und Tod zu tun?

Toter bei Großbrand in Lindau

Bei einem Großbrand auf dem Gelände der Firma Winther Simulatorenbau in Lindau (Bodensee) ist am späten Freitagabend ein Mann ums Leben gekommen. Der in Bregenz ansässige Inhaber des Unternehmens Max Winther wurde bei dem Versuch, den Mann zu retten, schwer verletzt. Wie die Polizei mitteilt, handelt es sich bei dem Toten vermutlich um einen Obdachlosen, der sich in der Vergangenheit wiederholt Zutritt zu einer der Lagerhallen verschafft hatte, um dort zu übernachten. Die Brandursache ist noch ungeklärt.

Vorarlberger Nachrichten, 7. Januar

Brennende Zigarette mögliche Brandursache

Nach dem Brand in einer der Lagerhallen der Firma Winther Simulatorenbau in Lindau haben Spezialisten des Landeskriminalamts die Ermittlungen übernommen. Nach Polizeiangaben suchte auch ein Spürhund nach Hinweisen auf die Ursache des Feuers. Einen technischen Defekt schlossen die Ermittler inzwischen aus. Den Untersuchungen zufolge wurde das Feuer, das in der Nacht von Freitag auf Samstag, den 5. Januar, ausgebrochen war, von einer offenen Flamme oder von Tabakglut ausgelöst. Ein Polizeisprecher gab als mögliche Brandursache eine brennende Zigarette an. Dies deckte sich auch mit den Ergebnissen der Obduktion des Toten, bei der festgestellt wurde, dass der Mann stark alkoholisiert gewesen war. Der Inhaber der Firma Winther Simulatorenbau, Max Winther, der bei dem Versuch, den Mann aus den Flammen zu retten, lebensgefährlich verletzt wurde, ist gestern in eine Spezialklinik für rekonstruktive Chirurgie nach Los Angeles gebracht worden.

Vorarlberger Nachrichten, 30. Januar

Ein Mann ist gestorben, ein Opfer gieriger Flammen, und ich habe ihn nicht retten können. Ein Mann ist gestorben, sein Körper verbrannte zu einem schwarz verkrusteten Haufen Kohle. In manchen Momenten glaube ich, ihn zu sehen, vielleicht ist es aber auch nur die Vorstellung, die ich davon habe, wie es wäre, ihn zu sehen, dort, in einem brüllenden Meer aus Rot.

Und dann ist es auch schon wieder fort, dieses Fragment eines Bildes, aufgeflackert und ausgelöscht wie eine Stichflamme. Was bleibt, sind nur die Worte, Anouks Worte. Ein armes Schwein, denke ich, dieser Obdachlose, der dort verbrannt ist. Und ich konnte ihn nicht retten.

Ich grübele auch über unser Leben davor. Wir sind also ein kinderloses Ehepaar mittleren Alters. Warum haben wir keine Kinder? Ich wage nicht, Anouk zu fragen. Wenn sie der Grund dafür war, dann möchte ich sie nicht verletzen. Wenn ich der Grund dafür war, so gesellt sich zu meinen Zerstörungen auch noch dieser andere Makel. Und so ziehe ich in diesem Fall die Unwissenheit vor.

An einem Tag, an dem ein dürrtiger Regen an die Fensterscheibe tickt, bringt Anouk einen Schuhkarton voller Fotos mit in die Klinik. Sie hat ihn sich von zu Hause schicken lassen.

Ich sehe Menschen, die mir fremd sind und von denen ich glaube, sie nie zuvor gesehen zu haben: mein Vater, der nicht mehr lebt, unsere besten Freunde Barbara und Karl.

Barbara ist eine auffallend schöne Person, die ihre Attraktivität wie eine Waffe vor sich herzutragen scheint. Karl sieht aus wie ein Mann, der seine Zeit auf dem Tennisplatz verbringt.

Fotos von ihren Eltern zeigt Anouk mir nicht.

Auf anderen Bildern sehe ich einen Mann mit braunem, leicht gelocktem Haar, gerader Nase und herausforderndem Blick. Sein Mund ist breit, die Lippen sind feingeschwungen, man könnte sie als sinnlich bezeichnen. Alles in allem ein Mann in seinen besten Jahren, der vielleicht etwas selbstgefällig wirkt. Und zu Übergewicht neigt. Anouk sagt, das bin ich.

Die Ärzte haben einige Fotos von mir digitalisiert und darauf Linien und Maße eingezeichnet. Dr. Nassr sagt, sie werden nun beginnen, die rechte Hälfte meines Gesichts, die bei dem Brand schwer verletzt wurde, wiederherzustellen.

Ich muss operiert werden, einmal, zweimal, mehrmals. Und vielleicht werde ich nach fünf Operationen, wenn sie ihre Skalpelle durch meine Haut geritzt, die Wangen mit Fleisch aus meiner Hüfte unterpolstert, einen Steg in den Knorpel meiner Nase implantiert und die Haut ausgetauscht haben, wieder sein wie früher. Aber *kann* ich das?

Am Tag vor der ersten Operation bitte ich Anouk, mir einen Spiegel zu bringen. Sie verlässt das Zimmer, kehrt nach einer Weile zurück und hält mir einen Handspiegel vor das Gesicht. Zuerst spüre ich nur, dass der Spiegel da ist, denn ich lasse meine Augen noch geschlossen. Langsam, ganz langsam öffne ich sie und starre auf das Abbild einer Mumie aus einem Horrorfilm. Auf einen lebenden Toten.

*Ich mache
einen eigenen Raum
aus Luft und Atem
Da wohne ich
in meinem Untergang
und unterhalte mich
mit Fischen*

ROSE AUSLÄNDER

Anouk

Meine Liebe zu Anouk war für mich wie ein kostbarer Schatz. Ein großes Glück war mir zuteil geworden, ohne dass ich etwas dazu getan hatte oder etwas dazu hätte tun können. In den Wochen und Monaten in der Klinik fragte ich mich ständig, ob ich schon früher unter diesem Gefühl gelitten hatte, sie nicht zu verdienen.

Ich beobachtete sie. Meine Augen folgten ihr durch die Löcher in meinem Verband und da ich den Kopf nicht wenden konnte, war es jedes Mal wie ein scharfer Schnitt, wenn sie aus meinem Gesichtskreis verschwand und ich nurmehr das Rascheln ihres Kleides oder ihre leisen Schritte hören konnte.

Wenn sie dann wieder eintauchte in die für mich sichtbare Welt, war das für mich ein Augenblick großer Erleichterung – der Moment, in dem ich ihr Lächeln wieder erblickte und mich davon überzeugte, dass sie mich noch nicht verlassen hatte. Der Gedanke daran war irrational, das wusste ich. Anouk hielt zu mir, sorgte sich hingebungsvoll um mich. Aber die dumpfe Angst, sie möglicherweise nie mehr sehen zu dürfen, ließ sich trotz allem nicht unterdrücken.

In diesen ersten Wochen, als eine Verletzung am Halswirbel mir nicht gestattete, den Kopf zu wenden, saß

Anouk oft an meinem Bett und erzählte. Am meisten aber liebte ich es, wenn sie mir vorlas. Dann war sie ganz bei mir und ich konnte sie unentwegt betrachten, für die Länge eines ganzen Kapitels oder mehr. Ich sah ihr zu, wie ihre Lippen die Worte formten, wie das Licht auf ihrem Haar wanderte, bis es im Zimmer dämmrig wurde und sie die Nachttischlampe einschaltete. Oft blieb mein Blick auch an der hauchdünnen Kette an ihrem Hals hängen und an dem Tropfen aus rotem Stein, der im Sonnenlicht wie Lava glühte. Ein Geschenk von mir, wie sie sagte. Manchmal trug sie auch ein Armband, das aus winzigen roten Korallen bestand und sich perfekt um ihre schmalen, weißen Handgelenke legte.

Ich liebte Anouk und diese Liebe hatte etwas Verzweifeltes, so, als wüsste ich von vornherein, dass unser Zusammensein nur vorübergehend sein konnte. Die Minuten, die wir miteinander verbrachten, schienen gezählt zu sein. Draußen vor der Tür würden Abschied und Traurigkeit auf uns lauern. In meinen klareren und stärkeren Momenten führte ich dies auf unsere Lebenssituation zurück. Anouk kam, blieb eine Weile, manchmal eine Stunde, manchmal auch drei, und dann ging sie fort und ließ mich allein zurück.

Das Zimmer kam mir dann unerträglich weiß und steril vor. Lebensfern.

Mich bedrückte der Umstand, hier wie gefesselt liegen zu müssen. In einem Korsett und mit Stahlschienen in beiden Beinen. Mit Binden, die mein verstümmeltes Gesicht irgendwie zusammenhielten.

Immer wieder fühlte ich die beklemmende Angst, Anouk würde draußen, in der *wirklichen* Welt, einen anderen finden: einen gesunden Mann mit einem starken Körper. Jemanden, der sie umarmen und tragen konnte, der

sie – ganz anders als ich – auch mit dem Körper lieben konnte.

In meinen gedanklichen Monologen sprach ich mir selbst gut zu. Sicherlich litt ich einfach nur unter der Stille um mich herum. Unter der erzwungenen Isolation und der Unfähigkeit, mich verständlich zu machen. Und eigentlich war das Zimmer ja auch gar nicht so steril. Es war im Grunde sogar hell und freundlich und wie in allen teuren Privatkliniken legte man Wert darauf, eine wohnliche Atmosphäre zu schaffen.

Am Fenster stand ein Schreibtisch, etwas weiter davon entfernt eine kleine Sitzgruppe, ein Tisch und zwei Sessel aus weichem, weißem Leder. Gegenüber von meinem Bett hingen drei Fotografien, auf denen weite, in bläuliches Licht getauchte Landschaften zu sehen waren. Verschwommene Umrisse von Kamelen, eine blassgelbe Sonne vor einem hellgrauen Himmel, blaues Wasser und orangerote Fische. Schließlich die Weite der Sahara oder einer anderen unendlichen Wüstenei. Wenn Anouk das Zimmer verließ, sah ich die Kamele ziehen und begann, mit den Fischen zu sprechen.